

Auf der subjektiven Seite der Krisenauswirkungen finden wir die Phänomene, die hinlänglich bekannt sind: Verunsicherung, Ratlosigkeit, Angst, Erschöpfung, Depression – die beiden letzten als unmittelbare Folge neoliberaler Marktvergötterung, wie Alain Ehrenberg¹⁰ bereits vor Jahren aufgezeigt hat. Der gesellschaftsstrukturelle Hintergrund ist eine radikalisierte Individualisierung, die die einzelnen Individuen zwingt, die Verantwortung für ihr Leben weitgehend auf individuelle Entscheidungen zurückzuführen. Entscheidungen sind aber doppelt unsicher. Zunächst muss zwischen Alternativen gewählt werden, die nicht vollends überblickt werden können, weil sich ihr Ergebnis erst in der Zukunft zeigt. Nach der Entscheidung bleibt die Unsicherheit, ob nicht doch die abgewählte Alternative die bessere gewesen wäre. Man wird es niemals herausfinden. In Zeiten der Unsicherheit boomt deshalb die Ratgeber- und Beratungsbranche, die sich allerdings in der Regel dadurch auszeichnet, dass komplexe Sachverhalte in markt- und handelsfähige Begriffsformen gepresst werden, die verunsicherten Kunden mit vorschnellen Lösungsversprechungen angeboten werden können. Man könnte dies als ein mythologisches Vorgehen verstehen, die Unbeherrschbarkeit durch Namensgebung zu beherrschen. Rumpelstilzchen lässt grüßen. Der mythische Sammelbegriff der Beratung für den derzeitigen Weltzustand heißt VUCA – ein Akronym aus den Anfangsbuchstaben für Volatility, Uncertainty, Complexity, Ambiguity –, wofür Agilität und Resilienz die versprochenen Lösungen sein sollen. Nicht die Ursachen sollen bekämpft, sondern die Widerstandskräfte sollen gestärkt werden. Vakzine gegen lebensgefährliche Viren haben wir bereits; vielleicht sollten wir auch einen Impfstoff gegen Selbstzerstörung entwickeln.

Was wir brauchen sind aber keine simplen Rezepte oder zweifelhaften Sicherheitsversprechen, sondern *eine Ethik, die uns hilft, mit der Unsicherheit zu leben und konstruktiv, d. h. ursachenbekämpfend, mit ihr umzugehen*. Wir brauchen eine geeignete Ethik, weil in Zeiten gesellschaftlicher Umbrüche und Krisen die moralischen Normen, wie sie für stabile Gesellschaften kennzeichnend sind, ebenfalls in die Krise geraten und ihre handlungsleitende Funktion verlieren; der individuelle und gesellschaftliche Orientierungsbedarf, vor allem in Entscheidungssituationen, wächst. Hier stellen sich Aufgaben ethi-

scher Reflexion auch für die Beratung. »Der Gestaltung der Selbstverhältnisse, aber auch der ethischen Beratung fallen dadurch neue Aufgaben und Chancen zu.«¹¹

Wechseln wir die Perspektive und betrachten wir die grundsätzliche und nicht beherrschbare umfassende Unsicherheit nicht als Problem, sondern als Bedingung der Lösung. Begrüßen wir also die Unsicherheit als Möglichkeit eines experimentellen Lebens, das nicht länger die Problemursache des ungebremsten Wachstums als Lösung anbietet, sondern nach *neuen* Lösungen sucht. Wir wissen auch aus den Naturwissenschaften um die Unvorhersagbarkeit mikrophysikalischer Ereignisse – die Heisenbergsche Unbestimmtheitsrelation¹² (siehe S. 51 ff.) –, aber auch, dass der Zustand größter Unordnung die Voraussetzung emergierender Neuordnung ist; »emergence takes place at critical points of instability« and »results in the creation of novelty«.¹³ Der Versuch, Unsicherheit komplett zu vermeiden, reduziert unsere Freiheit. Machen wir diesen Gedanken daher zum Ausgangspunkt einer Ethik für ein Leben in einer unsicheren Welt.

Der Mensch als Teil der Welt

Zunächst gilt es, eine *erste ethische Grundentscheidung* zu treffen, die Heinz von Foerster¹⁴ als solche benannt hat. Wir müssen uns entscheiden, ob wir uns als Teil der Welt verstehen oder ob wir durch ein Guckloch auf die Welt schauen wollen, die wir als getrennt von uns betrachten. Letzteres ist unsere klassische westliche Perspektive, die bereits in der Frühzeit der Moderne von René Descartes (1596–1650) formuliert wurde und die sich als enorm wirkmächtig herausgestellt hat. Er unterteilte die Welt in eine *res cogitans* und eine *res extensa* – also in ein Denken, das sich vom Sein getrennt erlebt.¹⁵ Der Mensch als denkende Sache steht der Welt als ausgedehnte Sache abstrakt gegenüber. Descartes zweifelt an allem, nur nicht an sich, der Tatsache seines Denkens: *cogito ergo sum* – ich denke, also bin ich!

Sowohl die modernen Kognitionswissenschaften als auch traditionelle Weisheitslehren wie der Buddhismus oder der Daoismus haben zu der Erkenntnis geführt, dass wir über kein substantielles, von der Umwelt getrenntes Ich verfügen, obwohl wir es so sehr als Grundlage unseres alltäglichen Handelns unterstellen (siehe

S. 79 ff.). Das erlebte Selbst ist vielmehr die emergente Eigenschaft aller unserer je konkreten Erfahrungen, Wahrnehmungen, Gefühle etc. – ein kontinuierlicher, fluider Prozess, kein festes Ding, sondern das sich wiederholende Muster unseres gewohnheitsmäßigen Handelns. »Ego-self, then, is the historical pattern among moment-to-moment emergent formations.«¹⁶ Unser Selbst, unser Ich, unser Ego – wie immer wir es nennen wollen – ist kein Ding, keine Sache (»res«), sondern ein sich in ständiger Entwicklung befindender Prozess, fluide und nicht fix, so sehr wir uns etwas auf unsere Identität auch einbilden. Identität ist ein Verfahren erkennungsdienstlicher Identifizierung und keine Eigenschaft von Menschen.

Westliches Denken hat sich nun traditionell damit befasst, nach einem festen Grund zu suchen – von Descartes' cogito bis zur Apelschen Letztbegründung¹⁷ –, im Prinzip schon seit der griechischen Substanzphilosophie oder der platonischen Ideenlehre. Nach einem inneren oder äußeren festen Grund zu suchen in der Angst, ihn nicht zu finden, ist – nach Varela, Thompson, Rosch – die Quelle unserer Frustrationen und modernen Beunruhigungen. Ganz populär wurde diese Grundsuche in der seit den 1970er Jahren beliebten Selbstsuche psychotherapeutischer oder spiritueller Art, die ja auch nicht dazu geführt hat, ein wahres Selbst zu finden, sondern nur zu weiterer Suche Anlass gab und weiterhin gibt. Die neoliberale Variante dieser Selbstverwirklichung ist die aktuelle Form der Selbstoptimierung, wie sie ausgehend von ökonomischem Wettbewerbs- und Konkurrenzdruck angepriesen wird. An der Welt zu zweifeln, mag ja noch angehen, aber das eigene Ich in Zweifel zu ziehen, ist für den westlichen Menschen offenbar zu viel, obwohl bereits Sigmund Freud¹⁸ gezeigt hatte, dass unser Ich nicht Herr im eigenen Haus ist. »In a way, ›knowing yourself‹ or ›finding yourself‹ can be dangerous. [...] It can close you off to inner potential and outer opportunities.«¹⁹

In Bezug auf unseren Ausgangspunkt der allumfassenden Unsicherheit spätmoderner Lebensverhältnisse wird die Erkenntnis, dass Welt und Selbst nicht getrennt gegeben sind, sondern sich in einem Prozess evolutionären Driftens immer wieder neu in wechselseitiger Koproduktion hervorbringen, in der Regel nicht als Befreiung von einem uns behindernden Identitätszwang erlebt, sondern als zusätzliche Verunsicherung. Der Verlust eines fixen Ichs könnte

aber auch die Voraussetzung einer Befreiung von hergebrachten Glaubensvorstellungen und damit die Voraussetzung einer Offenheit für neue, ungewohnte Erfahrungen bieten. Der Verlust von Fixierungen bietet die Möglichkeit für ein anderes Selbst- und Weltverhältnis: »An open-hearted sense of compassionate interest in others can replace the constant anxiety and irritation of egoistic concern.«²⁰

Sorge und Spiel

Es geht um eine Ethik, die uns hilft, mit der Nichtlinearität komplexer Systeme, die sich einer unmittelbaren Steuerung entziehen, zu leben. Fritjof Capra und Pier Luigi Luisi²¹ haben evolutionsbiologisch aufgezeigt, dass unser Planet ein zusammenhängendes Ganzes bildet, ein großes, sich selbst organisierendes, autopoietisches System. Alle Teile dieses Systems – geologische Struktur, Atmosphäre, Klima, Pflanzen, Tiere und ja, auch die Menschen – sind miteinander vernetzt. James Lovelock²² bezeichnet die gesamte Erde daher als Lebewesen (siehe S. 73 ff.). Eingriffe in dieses lebendige System können nicht lokal begrenzt werden, sondern haben immer Auswirkungen auf das Gesamtsystem. Tausende von Jahrmillionen hat sich dieses System herausgebildet und selbst gesteuert, bis der Mensch als Herr der Schöpfung durch seine vermeintliche Naturbeherrschung dieses System aus seinem dynamischen Gleichgewicht gebracht hat. Alles, was wir entscheiden und tun, hat seine Folgen und kommt auf die eine oder andere Weise auf uns zurück. Mittlerweile sind diese Eingriffe in die sich selbststeuernde Natur so gravierend, dass der natürliche Selbstregulationsmechanismus gestört ist. Die Erderwärmung aufgrund unserer rücksichtslosen Industriepolitik hat inzwischen einen Klimawandel ausgelöst, der die gesamten Lebensgrundlagen unseres Planeten bedroht – und eine Lösung ist nicht in Sicht. Die Natur, in welcher Form auch immer, wird überleben – im Zweifel ohne den Menschen.

Die Frage ist, welche ethische Grundhaltung dieser volatilen, unsicheren, komplexen, ambigen Welt gegenüber angemessen ist. Mit »play and care« hat Pat Kane die beiden Komponenten dieses Ethos benannt. »An ethic of play, in effect, an ethic which makes a virtue, even a passion, out of uncertainty.«²³ *Play* nicht im Sinne eines

regelgeleiteten Spiels, sondern einer Offenheit für Erfahrungen und ungewohnte kreative Lösungen. *Care* im Sinne einer gewissermaßen Heideggerischen Sorge für das Dasein, einer nachhaltigen Pflege unserer (zwischen-)menschlichen und natürlichen Lebengrundlagen (siehe S. 99 ff.).²⁴ Ein entsprechendes Denken und Handeln erfordert die Verkörperung der Sorge für die anderen menschlichen und nichtmenschlichen Lebewesen, mit denen wir unsere gemeinsame Welt hervorbringen (siehe S. 57 ff.). Ein sorgender Umgang mit unseren natürlichen Lebensgrundlagen erfordert ein Verständnis für die systemischen Zusammenhänge unseres Ökosystems, dessen Teil wir sind. »Ecoliteracy« haben Capra und Luisi²⁵ diese Fähigkeit genannt in Anlehnung an unsere Kundigkeit im Umgang mit Sprache und Schrift. Die Fähigkeit, uns als Teil des Ökosystems zu begreifen und entsprechend zu handeln – eben *ecoliteracy* –, erfordert eine *reflektierte Reflexivität*, also bewusst abwägend zu bedenken (reflektiert), was wir durch unser Handeln auslösen und wie dies auf uns zurückwirkt (Reflexivität).²⁶

Sorge und Spiel als neue Grundunterscheidung soll Kane zufolge die bisherige Grundunterscheidung von Arbeit und Freizeit ersetzen – eine Unterscheidung, die uns auf beiden Seiten der Fremdbestimmung unterwirft und die durch die kapitalistische Arbeitsethik immer wieder befestigt wird (siehe S. 33 ff.). Kapitalistische Arbeitsorganisation beruht auf der Ausbeutung der natürlichen Lebensgrundlagen und der menschlichen Arbeitskraft, verbunden mit dem trügerischen Versprechen, dass man sich durch Arbeit selbstverwirklichen würde. Freizeit ist kein freies Spiel im Schiller'schen Sinne des Menschseins – der Mensch ist »nur da ganz Mensch, wo er spielt«²⁷ –, sondern bestenfalls Reproduktion von Arbeitskraft, wenn nicht sogar konsumistische Zweitausbeutung durch die Kultur- und Modeindustrie.

Auch Pekka Himanen schlägt eine neue Ethik vor, die unsere klassische protestantische Arbeitsethik ersetzen soll. Arbeit sollte nicht länger als Pflicht und Zwang organisiert werden, sondern als freies und disponibles Spiel kreativer Kräfte – nicht nur aus humanen Gründen, sondern auch aus pragmatischen, weil sich nur so unkonventionelle Lösungen finden lassen, die nicht nur Vorhandenes in die Zukunft verlängern, sondern wirklich alternative Wege des Produzierens, Konsumierens und Zusammenlebens ermöglichen. Auch